

zu decken, der Armee die Plätze Gabel und Zittau, wo große Vorräte lagen, zu erhalten, und gleichzeitig dennoch nicht die Verbindung mit dem Könige zu verlieren, um für den Fall, daß die österreichische vereinigte Macht sich gegen die königliche Armee wenden würde, zur Unterstützung herbeieilen zu können.

Diese Aufgabe war ohne Frage schwierig, — unlösbar war sie nicht. Der König rechnete auch zunächst bestimmt darauf, daß er selbst angegriffen werde. Nun aber rückte das ganze feindliche Heer plötzlich gegen den Prinzen vor, und zwar mit mehr Eilfertigkeit, als die bisherige Unentschlossenheit des österreichischen Oberkommandos vermuten ließ. Schon umschwärmten flinke Kroatentrupps unter dem energisch vordringenden Nadasdy Jungbunzlau, und das Gros stand nur noch einen Tagesmarsch von des Prinzen Front.

Der Prinz glaubte der Übermacht weichen zu müssen und zog sich auf Neuschloß zurück. Hier stand er kaum fünf Meilen von Leitmeritz, dem Hauptquartier des Königs, entfernt. Aber die Verpflegung seiner Truppen war schwierig, er mußte die Lebensmittel aus Zittau heranziehen. Ein Kriegsrat, den er berief, hielt es für richtiger, nach Böhmisches-Leipa zurückzugehen, von wo aus es wesentlich leichter war, die über Gabel nach Zittau führende Heerstraße zu decken. Auf dieser Straße marschierte das österreichische Hauptheer gegen Zittau vor. Hätte sich der Prinz ihnen hier entschlossen in den Weg gestellt, so hätten der Lothringer und Daun vermutlich Halt gemacht und sich zunächst erst einmal die unent-



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Königin Sophie-Dorothea von Preußen.

Mutter Friedrichs des Großen.

Nach einem Gemälde von Ant. Pesne gestochen von Jakob Houbraken.

behrlichen Instruktionen vom grünen Tisch in Wien eingeholt.

Aber der Prinz handelte ebenso unentschlossen, wie es das österreichische Hauptquartier zu tun pflegte. Er ging fortwährend den König um Instruktionen an, die dieser ihm doch gar nicht geben konnte. Was sollten wohl Befehle von seiten des Königs nützen, da sich des Prinzen Lage von Stunde zu Stunde ändern konnte!

„Wenn Sie sich noch ferner zurückziehen, so werden Sie sich in Monatsfrist an die Tore von Berlin gelehnt finden,“ schrieb Friedrich bitter nach Böhmisches-Leipa.

Natürlich machte des Königs Unwillen den Prinzen noch unsicherer. Bald hörte er auf diesen, bald auf jenen General, am meisten auf den Grafen Schmettau, „sein militärisches Wörterbuch“. Generalleutnant von Winterfeldt drang mit seinem Rat nur zu oft nicht durch, denn eine ganze Reihe der übrigen Generale waren insgeheim seine Widersacher. Seine Stellung bei der Armee des Prinzen war überhaupt sehr schwierig und undankbar.

Aber all dem Kriegsrathalten und der Unentschlossenheit, die daraus entsprang, kam es schließlich dahin, daß der Prinz mit seinen Truppen neun Tage lang in Böhmisches-Leipa stand, ohne etwas zu unternehmen.

So konnte sich die Armee des Erzhauses, flankiert von Schwärmen leichter Truppen, ungehindert an der prinzlichen Armee vorüberschieben, und am 14. Juli marschierte das Gros bereits durch Niemes, kaum zwei Stunden am Lager des Prinzen vorbei.

Am selben Abend noch wurde der General von Puttkammer, der von Zittau einen Brottransport herbeibringen sollte, von den österreichischen Vortruppen abgeschnitten und bei Gabel angegriffen. Man hörte in Böhmisches-Weipa deutlich den Kanonendonner. Bald sprengten auch keuchend und schweißbedeckt Husaren herein, um Unterstützung für Puttkammer herbeizurufen: der General könne sich nur noch wenige Stunden halten. Im Sinne des Königs konnte es jetzt nur einen Weg für den Prinzen geben: sofort auf den Kanonendonner loszumarschieren, Puttkammer zu entsetzen, Gabel äußerste zu verteidigen und sich schließlich, der Übermacht weichend, auf Zittau zurückziehen.

Hier zeigte der Prinz wieder einmal die richtigste Einsicht, zeigte, daß er im Grunde einen sicheren militärischen Blick besaß und die Sache zehnmal besser verstand, als die meisten der Generale, die er bei sich hatte. Er wollte unverzüglich marschieren. Bei einem Eilmarsch hätten schon innerhalb drei Stunden die ersten Bataillone und noch früher eine Anzahl Schwadronen zu Puttkammer stoßen können und alles wäre gut geworden. Aber leider traute er sich wieder zuwenig zu, berief wiederum einen Kriegsrat, und nun erfolgte natürlich ein Einwand gegen den Entschluß des Prinzen dem andern

Winterfeldt war auf einer Rekognoszierung und fehlte im Kriegsrat. Als er spät abends ins Lager kam, war er so erschöpft — die schwere Halswunde von Prag machte ihm noch sehr zu schaffen —, daß er sich niederlegen mußte. Kurz, das Ergebnis eines stundenlangen Kriegs-

rats, über den die wichtigste Zeit zur Rettung Puttkammers und seines Convois verging, war schließlich: Rückzug durch das Gebirge über Kamnitz und Rumburg, — so ungefähr der schlimmste Entschluß, der gefaßt werden konnte.

Auf schlechten Wegen, auf schwierigen Pfaden, durch Engpässe und über Gebirgskämme, in einem weiten Bogen nach links der feindlichen Armee ausweichend, ging der Rückzug des entmutigten preussischen Heeres gen Zittau vor sich. Fortwährend von Kroaten und Panduren umschwärmt, wie von einem böartigen Hornissenschwarm, stolperte das arme Fußvolk auf holprigen Wegen dahin. Die Reiterei mußte vielfach absteigen und ihre Säule am Zügel führen. Wasser für Menschen und Pferde gab es wenig, die Brunnen waren in der heißen Jahreszeit ausgetrocknet. Die Pferde vor den Bagage- und Munitionswagen brachen zusammen. Man mußte in den Dörfern mühsam Bauern pressen, daß sie Vorspannpferde hergaben; aber wenn dann der Marsch von neuem losging, und plötzlich aus den Gebüsch tückische Kroaten knallten, schnitten die geängstigten Fuhrleute die Stränge los und jagten davon. So ging ein großer Teil des Fuhrparks verloren, darunter die sehr wichtigen Pontons.

Dazu fehlte es an Nahrungsmitteln, denn Puttkammer, der Brot aus Zittau holen sollte, war ja nicht ans Ziel gekommen. Er hatte sich nach zweitägiger tapferer Gegenwehr der Übermacht ergeben müssen.

Kein Wunder, daß unter so schwierigen Umständen die

Desertion unzuverlässiger Mannschaften überhand nahm. Prinz Karl von Lothringen berichtet am 23. Juli vergnügt an den Kaiser, daß innerhalb dreier Tage über tausend preußische Deserteure ins österreichische Lager kamen.

Unter solchen Umständen war gar nicht daran zu denken, daß täglich viel mehr als eine Meile zurückgelegt wurde. Als der Prinz nach sechs unendlich mühseligen Tagen in einem Bogen von Norden gegen Zittau heranzrückte, mit einem Heer kaum zwanzigtausend Mann stark und in bedenklicher Auflösung, fand er die Höhen jenseits Zittau von der gesamten österreichischen Armee vierfach so stark besetzt.

In Zittau kommandierte Oberst Diercke über eine Garnison von fünf Bataillonen. Der tapfere Mann hatte natürlich die Abergabe abgelehnt, denn Zittau war der Brotschrank der preußischen Armee. Als nun der Lothringer von seinen Höhen die Preußen heranziehen sah, ließ er unverzüglich Brandkugeln nach Zittau hineinwerfen, und die schuldlose gewerbfleißige Stadt ging in Flammen auf. Wohl versuchte der Prinz von Preußen noch einen Teil der Vorräte herauszuholen, aber es war keine Menschenmöglichkeit mehr durch die Flammen durchzudringen. Ja, als der Oberst Diercke seine Bataillone in guter Ordnung herausführen wollte, wurde er bereits von einem österreichischen Regimente angegriffen und geriet, durch eine zusammenstürzende brennende Balkenlage von seinen Leuten getrennt, in Gefangenschaft. Die Besatzung aber entkam und führte noch einen Teil des Mundvorrates mit hinaus.



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

August Wilhelm, Prinz von Preußen.

Nach einer Zeichnung und Stich von J. E. Wilson.

Maria Theresia war über diese Affäre von Zittau ungnädig. „Wir haben Zittau, aber fast ganz niedergebrannt und ohne die Besatzung, die mit Kanonen, Proviant, Wagen und Mundvorrat für vier Tage für die ganze Armee vor unserer Nase davongezogen ist, für uns weder angenehm noch ehrenvoll. Der Feind steht mit nur vierundzwanzigtausend Mann vor unserer Nase, und wir mit unseren achtzigtausend können ihm nichts anhaben. Man muß das Folgende abwarten,“ schrieb sie ärgerlich an den Grafen Sylva. Für die arme verbrannte Stadt aber stiftete die mitleidige Kaiserliche Frau die Summe von fünfzigtausend Gulden.

Zwei Tage lang stand die preussische Armee der österreichischen regungslos gegenüber. An einen Angriff konnte der Prinz von Preußen natürlich nicht denken, denn er wäre an der vierfach starken Menschenmauer auf den Höhen jenseits Zittau einfach zerschellt.

Aber auch das Oberkommando des kaiserlichen Heeres dachte nicht an einen Angriff, obgleich ein solcher auf die von sechstägigem Gebirgsmarsch ermattete, durch Desertion, Krankheit und Entbehrung geschwächte preussische Armee unbedingt zum Zusammenbruch derselben geführt haben würde.

„Noch hat der Feind respect vor uns und traut sich nicht. Sie haben bei Zittau drei Nächte unsertwegen im Gewehr gestanden mit der ganzen Armée,“ schrieb Winterfeldt stolz an seinen König.

Ja, die kaiserlichen Feldherrn nahmen es nicht einmal über sich, die Verfolgung der abziehenden preussischen

Armee vorzunehmen, obgleich Kaiser Franz von Wien aus fortwährend darauf drängte, daß Prinz Karl und Daun einen Vernichtungsschlag gegen das geschwächte Heer des preußischen Prinzen unternehmen sollten. In seinem höchst originellen Französisch, das er kurzerhand ebenso schreibt, wie er es ausspricht, treibt der kaiserliche Kaufmann seinen Bruder wie folgt an:

„Nous devon ne pas pance a la conquest de pei Met seulement NB NB, a la destruquesion de son arme, care ci on peut lay Ruine cella les pei nous vien dron deux meme.“

„Wir müssen nicht an die Eroberung von Land denken sondern allein — notabene! — an die Zerstörung seiner Armee, denn wenn man ihm diese ruiniren kann, werden uns die Länder von selbst kommen.“

Aber Karl und Daun mußten wohl in diesem Falle der Ansicht sein, daß Vorsicht das bessere Teil der Tapferkeit sei, denn sie ließen die Preußen unbehelligt ziehen.

Eine harte Verfolgung — das hat der Prinz von Preußen selbst zugestanden — wäre der völlige Ruin seiner Armee gewesen.

Winterfeldt erkannte nur zu deutlich, wie die Sachen im Hauptquartier des Prinzen lagen. Das Büllett, das er endlich an den König schrieb, ist ihm sicherlich schwer genug geworden. Aber seine Soldatenpflicht zwang ihm schließlich die Feder in die Hand.

„Ew. Königliche Majestät,“ schrieb er, „haben die einzige Gnade und machen bald eine Aenderung bey dem hiesigen Corps, oder kommen bald zu uns. Es

Boten und Kuriere nahm immer fünf bis sechs Tage in Anspruch, und wenn die Entscheidung vom grünen Tisch aus Wien kam, war die Entscheidung auf dem Felde meistens schon gefallen.

Der Prinz war auch kein starker, in sich abgeschlossener Charakter; er war ein gutem Wein und behaglicher Lebensart zugeneigter Mann und führte eine üppige, durchaus unnötige Feldequipage bei sich, während Friedrich den knappen Befehl erlassen hatte:

„Übrigens soll keinem General erlaubt sein kostbare Equipage mitzunehmen, und soll kein silbern Service in der Armee statuiret werden.“

Beim Heer war der Prinz gar nicht einmal beliebt, Browne galt viel mehr. In den Veteranenkreisen der Armee gedachte man noch immer der harten Schläge, die das Heer unter Führung des Kaiserbruders bei Chotusitz, bei Hohenfriedberg und Soor erlitten hatte. Seine ganze Befehlsführung wurde ihm auch, wie billig zugegeben werden muß, seitens der untergebenen Generale und höheren Offiziere nicht eben erleichtert.

Bei Besetzung der Offiziersstellen im damaligen österreichischen Heere war nicht immer die Tüchtigkeit ausschlaggebend. Gute Verbindungen bei Hofe und die Fürsprache einflussreicher Männer ließen nur zu oft die Untüchtigkeit groß werden. Auch kannte man damals teilweise noch den Stellenkauf. So begegnete man im österreichischen Offizierskorps jener Tage vielfach gegenseitiger Eifersucht, Gehässigkeit und Mißgunst, — Schäden, denen kein eiserner Wille entgegen stand, wie er

beim preussischen Heere vorhanden war. Die Regimentschefs hatten nicht, wie in Preußen, ihr Standquartier dort, wo ihr Regiment lag, sondern lebten in Friedenszeiten auf ihren Schlössern oder in Wien und ließen sich, wenn sie zum Dienst gerufen wurden, reichlich Zeit, um ihre Feldequipage zu beschaffen. Je höher hinauf, und je dicker sie mit Würden gefüttert war, um so starrköpfiger war natürlich die Gesellschaft.

Da war einer aus uraltem Geschlecht, der seinen Stammbaum sogar auf den Centurio Cerdubellius, einen Unterführer des Scipio Africanus zurückführte, Graf Johann Baptist Serbelloni, ein witziger Mann, der seine guten Einfälle in drolligem gebrochenen Deutsch vorbrachte, — als der zu seinem Korps gerufen wurde, und an den Aufbruch gemahnt werden mußte, raunzte er einem Vertrauten indigniert zu:

„Die Kaiserin muß halt net glauben, daß man einen Generalen von der Kavallerie wie einen Wachtmeister kommandiert!“

Besonders schwierig war die Stellung des Oberkommandos gegenüber den Ungarn. Denn das Verhältnis der Ungarn zum Kaiserthum war durchaus nicht befriedigend. Die wunderschönen Bilder, die man hier und da noch an den Wänden sieht und auf denen die ungarischen Magnaten und Stände ihrer geliebten Königin Maria Theresia begeistert huldigen, entsprechen ganz und gar nicht der Wirklichkeit. Es kostete der Kaiserin Mühe und Sorge genug, um den Beistand der Magyaren durch Truppen und Proviantlieferungen zu

Am Tage der Schlacht von Prag hatte die Vorhut Dauns unter dem Grafen Puebla neuntausend Mann stark ungefähr zwei Meilen vom Schlachtfelde entfernt gestanden. Wenn Puebla auf den Kanonendonner losmarschiert wäre, hätte er den Preußen empfindlich schaden können. Ja, sein Eingreifen in den Kampf hätte von entscheidender Wirkung sein können. Aber Puebla griff nicht ein, und Daun, der bei Böhmisches-Brod stand, dreißigtausend Mann stark, dachte auch nicht daran, vorzurücken. Man sprach ziemlich laut von schadenfroher Mißgunst des Grafen gegen den Lothringer. Aber es ist wohl aus dem schwierigen Charakter Dauns zu erklären, daß er sich nicht in Gefahr begab.

Am Abend des 7. Mai traf Erzellenz Kaunitz mit den neuen Ordres für Karl von Lothringen in Böhmisches-Brod ein. Ihm waren schon Flüchtige begegnet, und Kaunitz brachte die Hiobspost der Niederlage von Prag mit. Wieder einmal hatten die Tatsachen auf dem grünen Plan die Ratschläge am grünen Tisch überholt.

Der König schob jetzt fünfzig Schwadronen unter dem General Zieten, dem Bevern mit fünfzehn Bataillonen folgte, gegen Böhmisches-Brod vor, und Daun trat alsbald den Rückzug an. Nun drängte Bevern die Oesterreicher Schritt für Schritt zurück. Bei Kuttenberg bestand er am 5. Juni ein glückliches Gefecht gegen Nadasdy. Der König trieb fortwährend nach und meinte, „der Herzog möge Daun nur noch einen ordentlichen Schubs geben, daß er nach Mähren hineinflöge“. Aber Daun verstärkte sich von Tag zu Tag mehr, und da man in

Wien die bedrohliche Nachricht erhalten hatte, daß Prag sich nur noch bis zum 20. Juni halten könne, änderte man das Programm für Daun. Bisher hatte der Hofkriegsrat stets vor einer Schlacht gewarnt und dem Marschall zur Pflicht gemacht, das einzige Heer Oesterreichs zu erhalten und Wien zu decken, jetzt aber glaubte man ihn stark genug, eine Schlacht zum Entsatz von Prag zu wagen.

Die Kaiserin selbst richtete ein Handschreiben an ihn und verpfändete ihm ihr kaiserliches Wort, „daß sie bei einem glücklichen Ausgange seine großen Verdienste mit allem Danke und Gnaden ansehen, hingegen einen unglücklichen Ausgang ihm nimmer zur Last legen werde“. Auf solche gnädige Versicherung hin konnte Daun schließlich wohl ein Vorgehen wagen, obgleich er es sicher nur mit schwerem Herzen tat, denn Angriffslust wohnte nun einmal nicht im Herzen dieses Mannes.

Der österreichische Fabius Cunctator Graf Leopold von Daun entstammte einem alten unmittelbaren Reichsgrafengeschlecht, dessen Stammburg zwischen Eifel und Mosel lag. Heute noch stehen ihre Ruinen malerisch auf dem hohen Basaltfelsen über dem kleinen Eifelstädtchen Daun. Der Feldmarschall war damals ein Mann Mitte der Fünfziger und hatte sich in einer langen Militärlaufbahn entschieden große Verdienste um das österreichische Kriegswesen erworben. Denn er hatte in der Friedenszeit an der Reorganisation der österreichischen Armee wohl den größten Anteil. Ihm war es hauptsächlich mit zu danken, daß Friedrich und seine Preußen

bald erkennen mußten: die Truppen, die ihnen jetzt gegenüber standen, waren nicht mehr die alten Oesterreicher der zwei vorigen Feldzüge.

Ein biographischer Schriftsteller übermittelt uns folgendes Charakterporträt:

„Dauns Physiognomie war ganz unbedeutend. Ruhe, Schlendrian und Genuß, mehr konnte auch ein Schmeichler in diesen Zügen nicht lesen. Gleichwohl war er über die Mittelmäßigkeit weit erhaben, seinem Vaterlande und seinem Monarchen mit Gut und Blut zugetan, unbestechlich, überaus mäßig, ein kalter Verächter persönlicher Gefahr, wohl erfahren in den Künsten des Krieges, des Friedens und selbst des Hoflebens, den verführerischen Spielen der Einbildungskraft ganz unzugänglich, biegsam und schlau, Kopf und Herz kalt. Die Armee achtete ihn, aber sie liebte ihn nicht, denn mitten im Lager blieb er derselbe wie in der Antichambre: ernst, abgemessen, spähend, ein Feind des fröhlichen Mutwillens, den man dem Soldaten als Entschädigung für taufendfältiges Ungemach wohl gönnen darf und der nicht selten mit dem Geiste eines Heeres zugleich steht und fällt.“

Ein anderer Zeitgenosse Dauns, der als Offizier unter ihm stand und bei Kolin und Leuthen mitfocht, hat ihn folgendermaßen beurteilt:

„Graf Leopold Daun genoß die Hochachtung aller Kenner, und die Armee liebte ihn als ihren Brotvater: aber seine oft übertriebene Bedachtsamkeit und der langsame Gang seiner Operationen mißfiel nicht nur den hitzigen Wienern, sondern sehr oft auch unsern rüstigen,



mutvollen Kriegern. Man räumte ihm die große Fähigkeit für den Unterhalt des Heeres, und seine Sicherheit zu sorgen, die Kunst vorsichtig zu marschieren, die Kenntnis vorteilhafte und glückliche Stellungen zu wählen, das Geheimnis seinen Feind zu ermüden, im hohen Grade ein, aber das Talent des Angriffs und die Entschlossenheit, erfochtene Siege zu benützen, schien nicht ganz so seine Sache zu sein.“

Der Herzog von Broglie und der Generalleutnant Montazet haben ihn weit ungünstiger beurteilt, wohingegen der französische Militärbevollmächtigte Oberst Marainville kurz vor der Schlacht von Kolin am 11. Juni 1757 ihn in seinem Bericht „einen Militär von tüchtigem Urtheile“ nennt, „der nach richtigen Grundsätzen verfährt, einen trefflichen Blick hat und auch weise, besonnen und mit großer Vorsicht handeln wird.“

Das war der Mann, mit dem Friedrich bei Kolin zusammenstoßen sollte und mit dem er sich dann fast sechs Jahre hindurch mit wechselndem Glück herumzuschlagen mußte, — ein Kampf des Genies gegen hausbackene flügelahme Nüchternheit und schlaue Vorsicht. Der König selbst hat weder vor noch nach Kolin den Feldmarschall Daun hoch eingeschätzt. Er sprach eigentlich nur mit Ironie und Spott von ihm. Den Herzog von Lothringen schätzte er weit höher ein. Das kommt wohl daher, daß Lothringen, wenn sich nicht allzu große Gewichte an ihn hängten, mehr der Offensive zuneigte und Friedrich die angriffslustigen Naturen immer den passiven, bedächtigen vorgezogen hat, in seinen eigenen

feld, der aus württembergischen in preussische Dienste trat. Sein aus Württembergern bestehendes Regiment stand seit 1741 im preussischen Sold und garnisonierte in Wesel. Der tapfere Mann litt damals arg an Gicht und konnte seine geschwollenen Füße nur unter großen Schmerzen in die Stiefeln zwingen, aber Zurückbleiben gab es nicht!

Sechs Tage vor seinem Tode bei Kolin schrieb er seiner Frau: „Bei meinen kränklichen Umständen fällt es mir freilich schwer, aber ich werde nicht zurückbleiben. Lieber das Leben eingebüßt, als das geringste von der in so vielen Feldzügen erworbenen Ehre verloren.“

Dies war der Großvater des berühmten Generalfeldmarschalls Herwarth von Bittenfeld, der anno 1866 bei Königgrätz, wenige Meilen nur von der Stätte, wo sein Ahn den Heldentod starb, den linken Flügel der österreichischen Armee zerschmetterte, als er mit stürmender Hand die Dörfer Probus und Prim nahm.

Voran der ganzen Armee ritt Zieten mit seinen Husaren. Er fand keinen Widerstand mehr, denn der Banus von Kroatien hatte sich mit seiner Reiterei auf Dauns Befehl bereits von der Kaiserstraße zurückgezogen; der vorsichtige Feldmarschall wollte die Schlacht nicht gern mit einer Deroute der Reiterei seines Flügels eingeleitet sehen. Nadasdy nahm seine Aufstellung rechts von Krzeczhorz.

Auf Zieten folgte Hülsen mit der Sturmkolonne, und hinter ihm die Armee, in drei Treffen aufmarschiert.

An der Spitze des ersten Treffens, das auf der Kaiser-

straße vorging, ritt der König mit gezogenem Degen. Man erzählt, daß dies die einzige Schlacht gewesen ist, in der man den König mit gezogenem Degen sah. Friedrich war heiter und siegesgewiß, denn der Erfolg seines Schlachtplanes schien ihm unzweifelhaft.

Die ersten Erfolge des Tages konnten ihn nur darin bestärken. Hülsen schwenkte auf der Höhe von Krzeczhorz rechts ein und griff das Dorf an. Unter klingendem Spiel, wie auf dem Paradeplatz, gingen seine Bataillone vor. Er erstürmte den Kirchhof, das Dorf, die dahinter aufgefahrene Batterie. Jeder seiner Soldaten verdiente Lorbeeren.

Der König sah Hülsens schnelle Fortschritte, sah, wie Zieten die Schwadronen Nadasdys, der an Hülsen heranwollte, auf Kolin und Radowesnitz zurückwarf. Er glaubte daher, daß ein sofortiges Eingreifen mit stärkeren Massen den Stoß in die österreichische Flanke vollenden könnte. Wohl hatte er in seinem Schlachtplan eine direkte Umgehung des Dorfes Krzeczhorz vorgesehen, aber er wollte jetzt ohne Zeitversäumnis eingreifen, schickte dem hartkämpfenden Hülsen drei Grenadierbataillone zur Unterstützung und befahl dem Fürsten Moritz, mit dem Hauptgros des linken Flügels Halt zu machen. Hier aber platzten die Ansichten des Königs und seines ersten Generals hart aufeinander. Der Fürst war der Meinung, daß er erst die Höhe zwischen Krzeczhorz und Kutlitz gewinnen müsse, bevor er eingreifen könne, der König dagegen wollte Hülsen sofort von hier aus unterstützt sehen. Der König befahl: Halt! Front!

Der Fürst aber machte Vorstellungen und sagte: „Er könne unmöglich, ohne seine Pflicht zu verletzen und Verantwortung auf sich selbst zu laden, die Armee schon hier formieren, sondern müsse sie noch weiter vorrücken lassen.“ Der König, dem jede Minute kostbar war, sprengte jetzt im höchsten Zorn an den Dessauer heran und fragte mit blitzenden Augen: „Wollen Ew. Liebden dem Befehl gehorchen oder nicht?“ Als der König in dieser Stellung mit gezogenem Degen vor dem Fürsten hielt, zuckte Moritz unwillig die Achseln und gehorchte.

Aber Moritz rückte jetzt in gerader Front vor, während der König, seinem ersten Entwurf entsprechend, an einen Aufmarsch halb links gedacht hatte, so daß möglichst bald mit Hülsens Truppen Fühlung gewonnen würde. Es lag hier also ein Mißverständnis der königlichen Absicht seitens des Prinzen Moritz vor.

Der spätere Feldmarschall Graf von Kalkreuth, der etliche Jahre Adjutant und Vertrauter des Prinzen Heinrich von Preußen war, erzählt den Hergang zwischen dem König und dem Prinzen sehr anschaulich, anschaulicher jedenfalls, als andere Überlieferer.

„Der Prinz von Dessau kommandierte die Linke. Als er sah, daß sich der König, dessen Ungeduld er nur allzugut kannte, ihm näherte, trieb er seine Soldaten zum Lauffschritt an. Als der König ihm dann zurief: Front machen! stellte er sich so, als ob er es überhört habe und rief abermals seinen Soldaten zu: ‚Marsch, Marsch!‘ Der König wiederholte seinen Befehl, wiederum ohne Wirkung, weil der Prinz, der das Unglück des